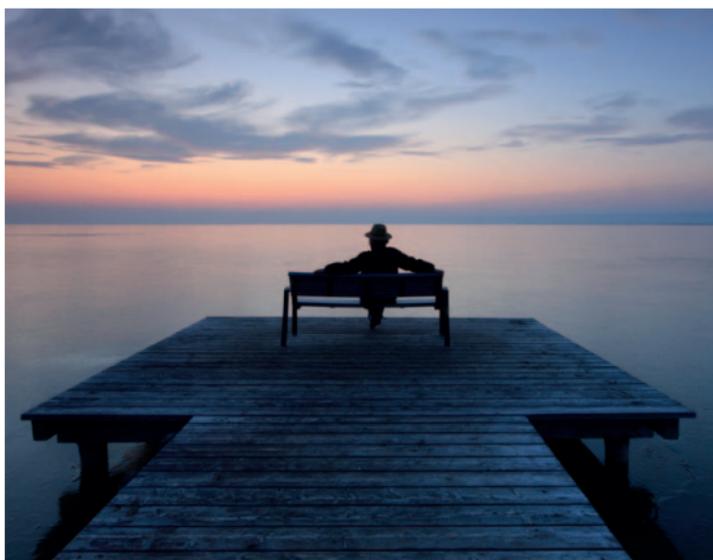


Wenn das Leben
zur Frage wird
muss der Glaube
Antwort geben

© Gerhard Wanzenböck - Fotolia.com



Peter Klasvogt

Kirche in WDR 2 - 5
31. Januar bis 5. Februar 2011

ÜBERSICHT

- I. Wie geht es Ihnen?***
- II. Wovor weglaufen?***
- III. Worauf warten Sie?***
- IV. Wofür eigentlich?***
- V. Wieso ich?***
- VI. Warum schaffe ich das nicht?***

1. Wie geht es Ihnen?

„Wie geht es Ihnen?“ – „Gut“, antwortete ich. „Und selbst?“ Es folgten noch ein paar allgemeine Bemerkungen über das Wetter, die Arbeit, einige Wehwehchen... Dann folgte eine längere Pause.

„Und wie geht es Ihnen wirklich?“, setzte mein Gegenüber nach. Ich war überrascht, und auch etwas verlegen. „Wollen Sie das wirklich wissen?“ – Er wollte. Und er hatte Zeit. So kam es zu einem langen Gespräch. Ich wusste eigentlich gar nicht genau, wie es mir ging, aber es hatte sich tatsächlich einiges angestaut, was mir auf der Seele lag. Es hatte mich erst etwas Überwindung gekostet, das Fass zu öffnen, aber dann tat es gut, mir all das von der Seele zu reden. Dass mein wohlwollender Gesprächspartner ein Priester war und mir schließlich auch noch die Absolution gab, hatte ich am Anfang wirklich nicht vorausgesehen und hätte es wohl auch nicht angestrebt. Aber es war jetzt wirklich dran. Und es tat gut.

„Wie geht es mir?“ – Diese Frage, so dachte ich im Nachhinein, sollte ich mir ruhig öfter stellen. Denn oft bin ganz in Anspruch genommen von dem, was je neu auf mich einströmt, was alles zu tun und was noch zu bedenken ist, so dass ich kaum zum Nachdenken komme. Da jage ich von Termin zu Termin und bin überall – bloß nicht bei mir selbst.

„Überlegt doch, wie es euch geht ...“
(Hag 1,5). Mit solch harmlos klingenden Fragen hatte schon der Prophet Haggai vor rd. 2500 Jahren seine Zeitgenossen verwirrt. Die damaligen Heimkehrer aus dem Exil waren vollauf damit beschäftigt, das eigene Haus zu bestellen, bevor man glaubte, sich den „Luxus“ der Religion leisten zu können und Hand anzulegen für den Bau des Tempels. Kein Wunder, so der Prophet, dass es den Leuten nicht wirklich gut geht. *„Ihr sät viel und erntet wenig; ihr esst und werdet nicht satt; ihr trinkt, aber zum Betrinken reicht es euch nicht; ... und wer etwas verdient, verdient es für einen löcherigen Beutel. ... Warum wohl? – Spruch des Herrn der Heere. Weil mein Haus in Trümmern liegt, während jeder von euch für sein eigenes Haus rennt.“* (Hag 1,6f)

Wie sich die Bilder gleichen! Denn im Grunde sind es dieselben Anfragen, damals wie heute: Wie geht es mir? Wofür renne ich? Was ist mir wirklich wichtig im Leben? Davon kann sich keiner dispensieren. Und wenn wir selbst in heiligstem Auftrag und in edelster Absicht unterwegs sind, bis zur Erschöpfung: an dieser grundsätzlichen Frage kommt niemand vorbei. Wirklich eine Lebens-Aufgabe, nicht nur für alttestamentliche Häusle-Bauer.

Wenn ich mich regelmäßig im Kreis von Mitbrüdern treffe, dann ist das die wichtigste Frage, die wir uns gegenseitig stellen – und oft auch die schwierigste: „Wie

geht es Dir?“ – „Bist Du mit Dir im Reinen? Bist Du im Frieden?“

Natürlich braucht es den Schutzraum des vertrauten Miteinanders, um sich innerlich öffnen und mitteilen zu können; wo man sich nicht in Szene setzen und anderen etwas vormachen muss, wo man nicht beurteilt oder belächelt wird, wo man vielmehr zuhört, aufmerksam und wohlwollend, durchaus auch kritisch, wo mir manches „gespiegelt“ wird, was mir mein Spiegel zu Hause nicht sagen kann. Denn darum geht es doch: mir selbst auf die Spur zu kommen. mit all meinen Sorgen und Fragen, allem Hoffen und Sehnen.

Das wäre auch mein Wunsch: dass wir anderen begegnen, die uns fragen, wie es uns geht. Und dass wir Menschen finden, mit denen wir darüber sprechen können. In unseren Kirchen gibt es übrigens Menschen, die genau dafür da sind: uns ein aufmerksam wohlwollendes Gegenüber zu sein. Die kann man auch in Anspruch nehmen. Jederzeit.

Und seien wir gewarnt, wenn wir anderen einen guten Morgen wünschen. Es könnte sein, dass der andere ernsthaft nachfragt, wie es uns geht. Aber das wäre eigentlich dann ja auch nicht das Schlechteste.

II. Wovor weglaufen?

Wovor laufen sie weg, seit über dreißig Jahren? Im Vorspann zum Tatort: immer dieselbe Bilderfolge. Ein Mensch, ein Auge, ein Gejagter im Fadenkreuz des Jägers, – und Beine, die rennen, um ihr Leben rennen, so scheint es.

Es sind Bilder, die mehr sagen als tausend Worte, und es scheint, als ob etwas in uns unmittelbar darauf anspricht: Eine Ahnung, dass das Leben bedroht ist. Ein Reflex, immer auf der Hut zu sein. Eine Vorsicht, jedem und allem zu misstrauen. – Aber kann man so leben? Unsere Sehnsucht weist doch genau in die andere Richtung: ankommen, ausruhen, zu Hause sein. Einem anderen vertrauen können, von anderen verstanden werden. Unsere Erfahrung hingegen sagt uns oft etwas anderes.

Da ist die ungewöhnliche Reaktion einer Mutter, die ihren Sohn in den Kampfeinsatz ziehen lassen muss und stündlich damit rechnet, dass ihr die Todesnachricht überbracht wird. Aber anstatt schicksalsergeben zu Hause zu sitzen und der Nachricht entgegen zu warten, läuft sie vor ihr weg, sie flieht vor einer Nachricht, von der sie gar nicht weiß, ob es sie jemals geben wird. Es ist ihre Form des stillen Protests: Annahme verweigert.

Einfach weglaufen. Die negative Nachricht ausblenden, einfach nicht wahrhaben wollen. Ob es der Befund vom Arzt ist, der

Bescheid vom Amtsgericht, der Abschiedsbrief eines lieben Freundes ...

Die Bibel kennt eine ganze Reihe solcher Menschen, die vor der Wahrheit fliehen, die auf der Flucht sind: Adam, der sich schämt ob seiner Schuld; Jona, den sein Auftrag zu überfordern scheint; Elija, der so maßlos über sich selbst enttäuscht ist ... Menschliche Fluchtgeschichten, und allen dreien ist gemein, dass sie doch letztlich eingeholt werden von der Wirklichkeit, dass sie sich ihr stellen müssen und erfahren, dass Gott bei all dem seine Hände im Spiel hat.

Er ist da, so deprimierend die Nachricht auch sein mag, so bitter die Erkenntnis, so peinlich die Auseinandersetzung mit sich selbst. Gott ist schon da, so weit wir auch laufen: Das kann einem Angst machen – aber es kann auch tröstlich und hoffnungsvoll stimmen. *„Steige ich hinauf in den Himmel“, so heißt es in den Psalmen, „so bist du dort; bette ich mich in der Unterwelt, bist du zugegen. Nehme ich die Flügel des Morgenrots und lasse mich nieder am äußersten Meer, auch dort wird deine Hand mich ergreifen und deine Rechte mich fassen.“* (Ps 139). Was immer auch passiert, so schlimm es auch kommen mag: Er ist da, seine tröstende und schützende Hand ist dabei. Wir laufen Gott gewissermaßen direkt in die Arme, wie ein Kind, das sich in die bergende und liebende Umarmung der Mutter flüchtet.

Ora, so heißt die rebellische Heldin in dem Roman von David Grossman. Sie begibt sich auf eine lange Wanderung, zusammen mit Avram, dem sie nach und nach von ihrem gemeinsamen Sohn erzählt – jedes Detail seiner Kindheit, jede Veränderung in seinem Wesen, jede Begebenheit ihrer Familiengeschichte. Die Kraft der Erinnerung hält *ihn* im Leben und gibt auch *ihr* Kraft dazu.

Für David Grossman wird seine große Erzählung unerwartet Wirklichkeit. In den letzten Stunden des Libanon-Krieges wird sein Sohn Uri getötet. In seiner Trauerrede sagt er später: Als er zur Tür ging, um jene Nachricht entgegenzunehmen, war sein erster Gedanke: „Das war’s. Das Leben ist zu Ende.“ Geholfen hat ihm schließlich seine kleine Tochter, die zuerst in Tränen ausbrach und dann angstvoll fragte: „Aber wir werden doch leben. Nicht wahr?“ Und er fügte hinzu: „Wir umarmten sie und sagten, dass wir leben würden.“

Das ist es, was ich auch uns wünsche. Was für Nachrichten auch immer kommen mögen – dass wir sie annehmen können und dabei erahnen: Ein anderer lässt uns leben.

III. Worauf warten Sie?

Worauf warten sie noch, die hochbetagten Alten? Was lässt ihnen keine Ruhe, dass sie sich auch im Alter noch ständig im Gotteshaus aufhalten müssen? So als könnten sie noch nicht abtreten von der Bühne des Lebens, als wäre noch etwas Entscheidendes zu tun oder zu erwarten, als müssten sie noch eine Lebensaufgabe zu Ende bringen – wie so viele, die es auch heute immer wieder drängt, heilige Orte aufzusuchen, eine Kerze anzuzünden, für ihre Lieben zu beten und zu hoffen, dass in all der Ungewissheit und Unsicherheit Gott alles zum Guten führt.

Von Simeon ist hier die Rede, gerecht und fromm, wie ihn die Bibel beschreibt, der auf die Rettung seines Volkes wartet. Ein Mann des Geistes, des Heiligen Geistes. Und von Hanna, der 84-Jährigen, verwitwet schon fast ein Leben lang, aber eine Frau immer noch voller Hoffnung und geistiger Vitalität, die einen Sinn für das Heilige hat – für den Heiligen, der damals wie heute in unserer Welt ankommen will. Es sind diese beiden Alten, die in dem Wallfahrtsbetrieb am Jerusalemer Tempel den Blick für den Heiligen bewahren, die in dem Unscheinbaren, so ganz Alltäglichen etwas von dem Glanz des Göttlichen erkennen.

„Darstellung des Herrn“, so nennt man das Fest, das in unseren Kirchen begangen wird: das Jesus-Kind wird hineingetragen in den Tempel, gänzlich unbeachtet von

den religiösen Führern und Funktionären. Aber zum Glück gibt es jene beiden Alten, ohne jedes Amt und ohne jede Aufgabe. Aber sie sind da, wenn es drauf ankommt. Menschen, die auch am Ende des Lebens noch etwas vom Leben erwarten. Und sie tun recht daran, denn das Entscheidende und lang Ersehnte zeigt sich – und ist doch so normal, so unscheinbar, dass man es glatt übersehen könnte. Es trägt die überraschenden Züge eines Neugeborenen, eines Kindes, Jesus, von seinen Eltern in den Tempel getragen. Eine ganz gewöhnliche Szene, wie sie zig Mal am Tag vorkommt.

Den beiden Alten hingegen, Simeon und Hanna, ist es ein Zeichen: Gott fängt noch einmal neu an mit der Welt. Er kommt nicht in der furchterregenden Pose des Richters oder Rächers. Im Gegenteil. Er hat die Größe, sich klein zu machen; so klein, dass man ihn glatt übersehen kann. Man muss schon genau hinschauen und wohl mit dem Dunkeln vertraut sein, um in dem Unscheinbaren und Alltäglichen Gottes Handschrift zu erkennen. Vielleicht muss man auch manche Einsamkeit durchlitten haben, um in dem Schweigen seine Stimme zu hören und in der Geschwätzigkeit unserer Tage sein Wort.

„*Meine Augen haben das Heil gesehen*“, entfährt es dem greisen Simeon, der das Kind in die Arme nimmt und segnet. Es braucht diese wohlwollende, wertschätzende Zugewandtheit allem Unbekannten und

Verschlossenen gegenüber, und die Bereitschaft, auch das Dunkle und Schwere anzunehmen, damit es sein wahres Gesicht zeigt und seinen Segen offenbart. Es wäre einen Versuch wert. Worauf warten wir also noch?

An diesem Fest, auch Mariä Lichtmess genannt, werden in den Kirchen Kerzen geweiht und Lichterprozessionen begangen. Die Christen erinnern sich daran, dass der ganzen Welt bereits ein Licht aufgegangen ist, nicht nur den beiden Alten. Gott bringt Licht in unser Dunkel, und wer es ergreift, der wird selbst zum Lichtträger – mit einer Kerze in der Hand und mehr noch mit seinem ganzen Leben.

Es war diese Begegnung, auf die die beiden Alten gewartet haben, die noch nicht loslassen, noch nicht gehen konnten. Erst wer von diesem Licht aus der Höhe berührt ist, der kann auch in die Nacht hineingehen – am Ende des Tages und einmal auch am Ende des Lebens, dem ewigen Licht entgegen.

IV. Wofür eigentlich?

„Wofür mache ich das eigentlich alles?“ Die junge Frau war ziemlich gestresst. Schwer bepackt und abgekämpft von der Arbeit stand sie in der Tür und sah das Chaos, das ihre beiden Jungs da angerichtet hatten. Natürlich, sie hatten nur spielen wollen, aber dabei fiel eben ein Bücherregal um und ging eine Lampe zu Bruch. Schuld bewusst standen sie da und ließen die Köpfe hängen.

Die junge Mutter war den Tränen nahe. Das ganze Leben ist ein Kampf, dachte sie. Du machst alles, du gibst alles, und wofür? In guten Tagen wäre sie wahrscheinlich einfach über das Chaos hinweggegangen, das die beiden Kinder angerichtet hatten. Aber es gibt auch Zeiten, da ist eben alles zu viel. Da hat man einfach keine Kraft mehr, immer und immer wieder noch mehr zu investieren. Da kommt dann plötzlich die ganz grundsätzliche Frage hoch: „Wofür?“

Für die Kinder natürlich, geht es ihr durch den Kopf. Für meine Familie, meinen Mann. Es hat Tage gegeben, da war für sie ganz klar: dafür will ich leben. Dafür lohnt es zu investieren, sich einzusetzen, sich zu verausgaben, ja auch das Leben zu geben – und sei es scheinbarweise. Tag für Tag. Stunde für Stunde.

Aber dann gibt es Augenblicke, in denen sie sich dessen gar nicht mehr so sicher ist. Liebe kann erkalten und Vertrauen ent-

täuscht werden. Ehen können zerbrechen. Kinder gehen aus dem Haus, ohne zurückzukehren. Da kommen einem fast wie von selbst die dunklen Worte des leidenden Gottesknechtes über die Lippen: „*Vergeblich habe ich mich bemüht, habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan.*“ Bittere Worte, angeschwemmt von Trauer über anscheinend nutzlos verbrachte Jahre und vergeudete Kräfte.

Die Erfahrung von Verlust, von Versagen und Vergeblichkeit: das sind Momente, in denen wir an unsere Grenze stoßen; wo wir den Eindruck haben, allein schaffen wir es nicht. An solchen Grenzerfahrungen kann man zerbrechen. Sie können aber auch zu der Erkenntnis durchreifen, dass wir gar nichts leisten müssen, dass unser Selbstwert nicht davon abhängig ist, dass wir alles im Griff haben, dass wir bei allem Ungemach auch noch cool lächeln müssen und dabei innerlich zur Maske erstarren. Solche Grenzerfahrungen können sogar zur Gotteserfahrung werden, in denen wir vielleicht mehr erahnen als dezidiert wissen, dass ein anderer uns stützt und trägt. Der Beter im Alten Testament formuliert aus einer ähnlichen Erfahrung heraus ganz vorsichtig: „*Bei Gott allein kommt meine Seele zur Ruhe, denn von ihm kommt meine Hoffnung. Nur er ist mein Fels, meine Hilfe, meine Burg; darum werde ich nicht wanken.*“ (Ps 62,6f).

„Wofür eigentlich?“ Der leidende Gottesknecht, von dem eben die Rede war, findet

übrigens eine ganz ähnliche Antwort. Es ist, als ob Gott selbst zu ihm spricht: „*Du bist mein Knecht, ..., an dem ich meine Herrlichkeit zeigen will.*“ (49,39). Auch wenn wir nicht wissen, *für wen wir da sind*: Gott sagt es uns immer und immer wieder leise ins Ohr, dass *er für uns da ist*. Das ist sogar sein Name: Immanuel – Gott mit uns.

Unserer Grundsatzfrage nach dem „Wofür“ unseres Lebens und Tuns setzt Gott sein schlichtes „Für Dich“ entgegen. Er ist für uns da, egal was auch geschieht. Lampe und Bücherregal und das äußere Chaos, von dem eingangs die Rede war, werden deswegen zwar nicht wieder heil. Aber die grundsätzliche Vertrauenserklärung Gottes mag vielleicht doch allen Selbstzweifeln und resignativen Stimmungen die Spitze nehmen und uns ermutigen, gelassener mit all dem umzugehen, was der Tag auch heute an Überraschungen noch bringen mag.

V. *Wieso ich?*

„Wieso ich?“ – Die Szene ist mir noch ganz präsent, auch noch nach über 30 Jahren. Ich war damals in der Jugendarbeit engagiert, bei den Messdienern, im Pfarrgemeinderat. Trotzdem kam der Vorstoß unseres Kaplans gänzlich unerwartet: „Du könntest doch auch Priester werden!“ Ich weiß noch, wie ich mich dagegen gesträubt habe. „Wieso ich?“ Es gab doch andere, die dafür viel besser geeignet waren, die frommer waren, intelligenter... Außerdem hatte ich mein Leben schon anders geplant. Nein, für mich war die ganze Sache klar. Liebgemeint, aber doch an der Wirklichkeit vorbei.

„Wieso ausgerechnet ich“?, so hatte ich damals gefragt. Die Gegenfrage war ebenso schlicht wie entwaffnend: „Wieso nicht?“ – Ich muss gestehen: Je länger ich darüber nachdachte, desto weniger fiel mir ein wirklich schlagkräftiges Argument ein. Auch wenn ich nach außen ganz cool und abweisend tat: innerlich brodelte es in mir: Und wenn Gott dahinter steckt? Wenn Er es ist, der mich hier herausfordert? Wenn es nun der Wille Gottes ist – wer bin ich, dass ich mich dagegen stelle?

Gottes Interventionen sind nicht kalkulierbar und nicht planbar, und man kann sie auch nicht einfach ignorieren. Sie gehen unter die Haut. Davon liest man auch in der Bibel: Jeremia sagt: „*Ich bin noch so jung*“ (Jer 1,7); Jesaja klagt: „*Weh mir, ich bin ein*

Mann mit unreinen Lippen“ (Jes 6,5); Mose versucht sich rauszuwinden: „*Ich kann nicht gut reden*“ (Ex 4,10); und Jona schlägt vorsichtshalber gleich die entgegengesetzte Richtung ein (Jona 1,3). Da ist die Angst vor Überforderung, vor Fremdbestimmung. Der Eindruck, dafür nicht gerüstet, nicht geeignet zu sein. Die Ausflüchte und Ausbruchsversuche der Propheten kamen mir alle bekannt vor. Geholfen hat es am Ende keinem von ihnen. Jeder musste sich am Ende der Herausforderung Gottes stellen.

Ach, wenn es doch so eindeutig wäre, dass Gott ruft, und wozu er ruft. Aber da gibt es in der Regel keine außerordentlichen Erscheinungen oder übernatürliche Stimmen. Wenn Gott dem Menschen etwas sagen will, dann tut er das in den konkreten Lebenssituationen, dann spricht er durch die Umstände, durch Menschen. Da gibt es Worte und Gedanken, die einen nicht mehr loslassen. Ich bin damals vorsichtshalber erst einmal zur Bundeswehr gegangen. Und als jene Frage immer noch virulent war, habe ich mit Gott einen Handel vereinbart: „Ich komme. Aber wenn es nicht dein Wille ist, dann wirf mir so dicke Knüppel zwischen die Beine, dass ich es merke!“

Im Rückblick kann ich sagen: Es ist gut gegangen, und ich bin mir ziemlich sicher, dass es tatsächlich der Wille Gottes war, der mich zu diesem Leben herausgefordert hat. – So wie damals hat es sich in vielen kleinen oder größeren Entscheidungen und Wei-

chenstellungen wiederholt. Die Bedenken sind mir jedes Mal gekommen: „Wieso ich?“ Aber ebenso auch die Gegenfrage: „Wieso nicht.“ Am Ende bin ich dann meist doch gesprungen – und habe Gott dann deutlich zu verstehen gegeben, dass er dann auch die Verantwortung dafür trägt.

Jene Berufungsgeschichten aus biblischer Zeit – es gibt sie auch heute. Im Gespräch mit jungen Menschen erlebe ich, dass es gar nicht so leicht ist, das eigene Leben zu planen und zielstrebig umzusetzen. Zwar gibt es heute Berufsberatung, Potenzialanalysen, Karriere-Coaching – doch so einfach bekommt man die eigene Zukunft nicht in den Griff. Dabei lässt Gott durchaus durchblicken, was er von der je eigenen Lebensplanung hält – wenn man ihn denn danach fragt.

Oft tun sich dann erst überraschende Perspektiven auf, an die man vorher gar nicht gedacht oder die man von vornherein ausgeblendet hatte; und manchmal zeigt sich erst im Nachhinein, dass Gott da seine Finger im Spiel hatte. Natürlich stellt sich die bohrende Frage immer wieder: „Wieso ich?“, aber es gibt stets auch die entwaffnende Gegenfrage: „Wieso nicht?“, und warum sollten wir uns davon nicht auch in Frage stellen lassen...

VI. Warum schaffe ich das nicht?

„Warum schaffe ich das nicht?“ Der zarte, schwächliche Junge steht beim Turnen wieder einmal abseits. Die Klassenkameraden hänseln ihn und zeigen an den Geräten, was sie alles können. „Du bringst es einfach nicht“, rufen sie ihm später nach; sie lassen ihn auch stehen, als am Nachmittag die Mannschaften für das Fußballspiel eingeteilt werden. Wer will sich schon einen Looser in das eigene Team holen ... Der sitzt dann lieber hinter den Büchern und interessiert sich für Musik, Arithmetik und Philosophie.

„Warum schaffe ich das nicht?“ Eine Frage, die in der Regel nicht nach außen dringt, aber doch gehörig am eigenen Selbstwertgefühl nagt. Warum können andere, was ich nicht kann? Warum muss ich immer wieder klein begeben, wo andere groß rauskommen? Das sind Grenzerfahrungen, die weh tun. Die einen an sich selbst zweifeln lassen. So sehr ich mich auch anstrenge, so viel ich auch investiere, mich sogar verbiege: es gibt eine Grenze, wo es einfach nicht mehr weiter geht, bei allem guten Willen und noch so hehren Vorsätzen.

„Warum schaffen wir das nicht?“ In einer Gesellschaft, die sich vor allem über Leistung definiert, ist die Angst vor dem Versagen, vor Gesichtsverlust und sozialem Abstieg allgegenwärtig. Da geht es darum, dabei zu sein, mitzuhalten, nicht abzuhängen – koste es, was es wolle, auch wenn es

die eigenen Kräfte und die finanziellen Mittel übersteigt.

Aber muss ich überhaupt alles „schaffen“? Kann ich es mir leisten, auch Schwächen zuzulassen, vielleicht sogar zuzugeben? Wo steht, dass Selbstbeschränkung und das Eingeständnis der eigenen Begrenztheit ein Makel ist? Auf jeden Fall scheint es eine lebenslange Aufgabe zu sein, sich selbst auch in seinen Grenzen akzeptieren zu können, ohne deshalb in Selbstzweifel zu versinken. Anzuerkennen, dass andere schneller, besser, reicher, sportlicher, gesünder ... sind.

Von Paulus, dem Vorzeige-Apostel, der auch nach seinem tiefen Fall vor Damaskus so stolz darauf ist, unabhängig zu sein, weder weisungsgebunden noch rechnenschaftspflichtig: von ihm liest man Erstaunliches in seinem Brief an die Korinther.

„Ich will mich meiner Schwachheit rühmen, damit die Kraft Christi auf mich herabkommt. Deswegen bejahe ich meine Ohnmacht, alle Misshandlungen und Nöte, Verfolgungen und Ängste, die ich für Christus ertrage; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ (2 Kor 12,9-10)

Da hat es einer tatsächlich „geschafft“: durchzudringen zu der Erkenntnis, vor Gott nichts leisten zu müssen. Wie es aussieht, werden die Umstände ein wenig nachgeholfen haben. Aber für Paulus ist es keine Theorie, sondern eine Lebenserfahrung, dass die Einsicht in die eigene Begrenztheit gerade

zum Einfallstor der Gnade Gottes wird.

„Das ist ein Schatz“, so sagt er, „den wir in zerbrechlichen Gefäßen tragen; so wird deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt.“ (2 Kor 4,7)

Aus jenem schwächtigen Knaben von einst ist später übrigens ein bedeutender Theologe und Philosoph geworden. Aufgrund der erfahrenen Demütigungen aus Kindertagen hat sich ihm zeitlebens ein tiefer Respekt vor jedem Menschen eingeprägt, besonders den Kleinen, Schwachen, Benachteiligten gegenüber. Seine intellektuelle Größe und kirchliche Autorität haben ihn nicht gehindert, sich in jeder Begegnung klein zu machen und jedem das Gefühl zu geben, wichtig und bedeutsam zu sein.

Geblieben ist ihm aus jener Zeit auch eine tief sitzende Abneigung gegenüber jeder Form von Arroganz, Selbstgefälligkeit und Überheblichkeit. Dagegen konnte er sich nur wehren, indem er seine frühere Ängstlichkeit mit einem selbstironischen Mantra unterlegte: „Warum schaffen wir das nicht“ – aber das trieb ihm keine Schweißperlen mehr auf die Stirn, sondern nur noch ein verstehendes, nachsichtiges Lächeln.



„Führende Persönlichkeiten des gesellschaftlichen und kirchlichen Lebens geben aus je ihrer Sicht Antworten auf die Frage nach dem tragenden Fundament unserer Gesellschaft in einer Zeit der Globalisierung. Daraus ist das vorliegende facettenreiche Buch entstanden, das in vielen klugen Beiträgen jene Fragen aufgreift und mit Bezug auf die Sozialenzyklika Papst Benedikts XVI. – Caritas in veritate – Denkrichtungen, Lösungsansätze und Handlungsperspektiven aufzeigt.“

Erzbischof Becker

Peter Klasvogt / Andreas Fisch (Hg.) „Was trägt, wenn die Welt aus den Fugen gerät“ Christliche Weltverantwortung im Horizont der Globalisierung, 409 Seiten. Gebunden, € 36,90 (D) ISBN 978-3-89710-466-2



Brackeler Hellweg 144
44309 Dortmund
Fon: 0231 / 20605-36
klasvogt@kommende-dortmund.de



**KATHOLISCHE AKADEMIE
SCHWERTE**

Bergerhofweg 24
58239 Schwerte
Fon: 02304 / 477-502
klasvogt@akademie-schwerte.de